

Sein letzter Ritt.

Ersteren streue ich Futter, letzteren gebe ich Unterricht und nach demselben fliegen sie wieder lustig weiter. Die glücklichen Kleinen, die sich noch in ihrer Unschuld befinden, sie machen anderen Platz, die sich ebenfalls zu meiner Klause begeben, aber nicht so fröhlich wie die Vögeln und Kinder, sondern mühselig und beladen schleichen sie daher, mit traurigen Gesichtern und tränenvollen Augen. Das sind die verlorenen Lämmlein, die verirrtten Schafe, deren es hier so manche gibt.

Das sind Stimmen schuldbeladener Herzen, die da traurig und schwermütig machen, wenn man bedenkt, wieviele Gnaden diese Unglücklichen verschert haben, wieviele Mühe, Opfer und Unterrichte der Missionar und die Missionschwester an ihnen umsonst verschwendet hatten. Doch wir wollen nicht verurteilen.

„Such andere zu versteh'n und such zu helfen
Mit zartem Fühlen, das dem Himmel selbst entstammt;
Streng gegen dich, sieh mild auf anderer Fehler,
Verdamme nicht, so wirst du selbst auch nicht verdammt.“

(M. G. Kann.)

Zeit und Verhältnisse in der Mission tragen auch viel bei zu den Verirrungen dieser Menschenkinder. Die Kriegsjahre, der Mangel an Priestern; die Hochw. Herren waren damals zum Teil Kriegsgefangene und konnten infolgedessen die so zerstreut herumwohnende Herde ihrer Christen nicht genügend besuchen und so kam es, daß manche dieser jungen Lämmer aufgewachsen ohne Hirten, verloren gingen. Doch nein! Sie sind ja nicht verloren, sind sie doch gerade auf dem besten Wege zu ihrer aufrichtigen Bekehrung. (Fortsetzung folgt.)

Sein letzter Ritt.

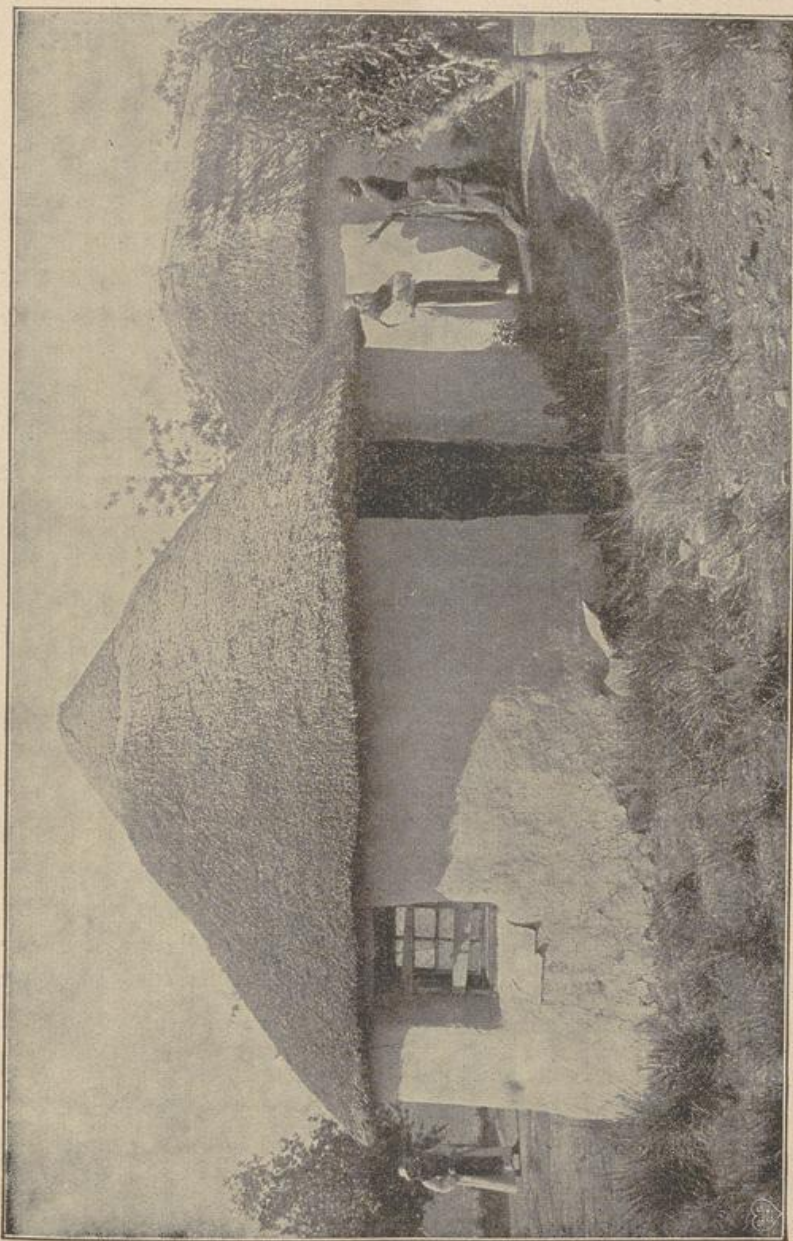
Von Schwester Amata, C. P. S. Maria Trost.

Madoda, ein fleißiger Mann, hatte eine große Herde Vieh, ein schöne Ernte und Gottes reichsten Segen. Er folgte seiner Frau zur katholischen Kirche und fand es so gut und schön, daß er selbst bald katholisch wurde. Er wohnte auf der Farm eines Engländers und sehnte sich nach mehr Freiheit. Andreas, so war sein Name, zog daher fort und ließ sich in der Nähe unserer Station in einer Location nieder. Der Häuptling zeigte ihm einen Platz zum bauen, gab ihm Felder und einen fertigen Kraal. Die früheren Bewohner hatten ihn verlassen, weil ein Sterbefall vorgekommen war.

Andreas begann zu pflügen und zu pflanzen; doch bald wurden seine Kinder krank, seine Hühner wurden gestohlen usw. Da kam er eines Sonntags zu mir und sagte, er werde wieder fortziehen, denn wenn er dort bleibe, werde er den Glauben verlieren. Nun fragte ich, was es gebe. „Ja, sagte er, die Leute wollen mir den Glauben nehmen. Sieh dort den Kraal, darin wohne ich. Nun sind meine Kinder alle krank, meine Hühner verschwinden usw. Nun kommen die Heiden und auch der Häuptling selbst und verlangen, daß ich die heidnischen Gebräuche mitmache. Sie sagen, die Geister der Verstorbenen zürnen, weil ihnen kein Opfer gebracht worden ist bevor ich den Kraal bezog. Kommen große Schlangen in meinen Kraal und will ich sie töten, so machen die Heiden einen Lärm, das ich einen Geist töte. Nein, unter solchen Leuten mag ich nicht leben.“ Ich machte ihm begreiflich, daß alles Aberglaube sei, was er wohl auch einsah.

Andreas zog wirklich fort und fand einen Platz, nahe am Umzimkulu-Fluß. Dort starb bald sein kleines Kind, ein größeres brachte er zur Schule. Fleißig kam er zur Kirche geritten und war eifrig im Empfang der heiligen Sakramente. Da wurde Andreas krank. Er hatte einem Nachbar bei der Arbeit geholfen. Rasch ging es dem Ende zu. Ganz in Gottes hl. Willen ergeben lag er auf seinem Sterbelager da, verlangte oft nach Weihwasser, betete fleißig und wiederholte oft das hl. Kreuzzeichen. Er ermahnte seine Frau und Kinder und sprach den letzten Wunsch aus, wie so gerne er noch einmal zur Missionsstation gegangen wäre, „aber,“ sagte er, „ich sehe sie nicht mehr.“ Nachts wars und ruhig auf der Missionsstation, alles lag noch im tiefsten Schlaf. Da klopfte es beim Pater Missionar. Auf die Frage was es gebe, hieß es: „Ich bin es, Vater, ich bringe den Andreas.“ Ein sonderbarer Anblick bot sich dem Pater Missionar dar; eine Frau, ein alter Mann und einer hoch zu Roß sitzender erschienen vor ihm. „Nun, Vater,“ begann die Frau, „wir bringen Andreas, er ist heute Abend gestorben.“ „Gut, wo ist er denn?“ „Dort auf dem Pferd.“ Dort saß auf dem Pferd ein recht lang gewachsener Kaffer. Ihm hatte man den toten Andreas auf den Rücken gebunden. Auch am Sattel hatte man ihn festgebunden. Die Füße des Toten an seine Füße. Es mußte zuerst der Tote heruntergenommen werden, dann erst konnte er absteigen. So war denn der Mann mehr als drei Stunden lang mit der Leiche auf den Rücken, bergauf, bergab, durch Flüsse und Schluchten geritten, und das in finsterner Nacht. Freilich tat er es nicht umsonst, denn als Lohn verlangte er einen Ochsen. Es ist das so Brauch bei den Schwarzen, wenn ein Fremder, d. ist kein Verwandter, einen beerdigt, verdient er sich einen Ochsen.

Andreas war also doch noch mal zur Missionsstation gekommen, wenn auch als Leiche und fand seinen Platz in geweihter Erde. Seine



Zu stiller Abendstunde im Basutodorf.

Frau ließ viel für ihn beten und hl. Messen lesen, „denn,“ sagte sie, „ich will nicht, daß er im Jenseits noch Leiden soll.“